

Müllwelten

**Fakten, Hintergründe, Beispiele
Materialien für Schule und Unterricht**

Text: 5.3

Das zweite Leben der Jeanshose

Katharina Nickoleit

Autorin:
Katharina Nickoleit
Redaktion:
Dr. Herbert Bretz
Ursula Wrobel
Fotos: Harmut Fiebig
Herausgeber:
Umwelt- und Verbraucherschutzamt Köln

Das zweite Leben der Jeanshose

Kleiderspenden aus Europa werden auf den Märkten Afrikas zu einem guten Geschäft – und schaffen Arbeitsplätze.



Es ist früh am morgen, und noch dunkel, und in Kenias Hauptstadt Nairobi ist es kalt. Kimami zieht seine adidas-Sportjacke enger um sich und die Tommy-Hilfiger-Mütze tiefer ins Gesicht. Es sind Altkleider, gespendet von Kids in Europa, die vielleicht dachten, ihre sattgesehenen Trendstücke landeten bei Jugendlichen in Deutschland, die sie sich nicht leisten können. Weit gefehlt – Altkleider sind ein riesiges Geschäft, und der 27jährige Kimami ist als Altkleidergroßhändler einer von denen, die damit gutes Geld verdienen. Sein Lagerschuppen auf dem Gikomba Markt, Kenias größtem Umschlagplatz für Mitumba, wie die Altkleider hier genannt werden, ist meterhoch bis unter das rostige Wellblechdach mit großen Ballen gefüllt. Jeder wiegt 45 Kilo, auf jedem klebt ein Schild mit der Inhaltsangabe, Herkunftsland und Qualitätsstufe.

Dass die Hemden, Kinderjeans und Socken in Deutschland gespendet werden, haut Kimami fast um. „Das sind doch gute Kleider, gerade aus Deutschland bekommen wir beste Qualität. Und das wird wirklich alles verschenkt?“ Pro Ballen bezahlt er dem Großhändler, der die Ware im Hafen von Mombasa verkauft, umgerechnet zwischen 40 und 66 Euro, je nach Herkunftsland und Qualität. Die Händler merken immer sofort, welche Jahreszeit in Europa ist. „Im Oktober bekommen wir

mehr Sommerkleidung, im April gibt es viele warme Jacken und Mützen“, erzählt Kimami, und das trifft sich ganz gut, denn in Kenia verlaufen die Jahreszeiten genau gegen gesetzt zu Europa.

Als Kimami erfährt, dass viele Menschen in Deutschland unterdessen keine Kleider mehr spenden, weil sie fürchten, dadurch die afrikanische Textilindustrie und damit Arbeitsplätze zu zerstören, wird er unter seiner tiefschwarzen Haut blass.

„Nein, nein“ beeilt er sich zu sagen, „das ist nicht so. Sag den Deutschen, sie schaffen Arbeitsplätze. Ich habe gerade wieder jemanden eingestellt. Die Textilindustrie war schon lange, bevor es Mitumba gab, kaputt. Durch die Billigkleider aus Fernost.“

Die aus China importierte Kleidung, so hat die britische Organisation Oxfam errechnet, ist 25 Prozent billiger als das, was kenianische Textilfabriken produzieren. So kommt Simone Field vom Zentrum für Entwicklungsstudien der Universität Sussex zu dem Ergebnis:

„Die kenianische Textilwirtschaft war nicht konkurrenzfähig, als der kenianische Markt 1990 für den internationalen Wettbewerb geöffnet wurde. Die Altkleider haben mit ihrem Niedergang kaum etwas zu tun.“



Margaret reißt die Plastikfolie von einem der Ballen, und befühlt ein Kinder T-Shirt. Sie nickt zufrieden und einer von Kimamis Trägern lädt sich den Ballen mit Kinderkleidung auf den Rücken. Was genau in dem Ballen drin ist, weiß sie nicht „es ist

jedes Mal wieder eine Überraschung“. Woche für Woche kommt die Händlerin aus dem 12 Stunden entfernten Kisumu im Westen des Landes in die Hauptstadt, und jedes Mal kauft sie 20 Ballen Altkleider. Das, was etwas modischer ist, verkauft sie in ihrer Boutique in der Stadt, den Rest an fliegende Händler, die kleine Dörfer mit Mitumba versorgen. „Mir kommt es vor allem darauf an, dass die Qualität gut ist. Mode ist nicht so wichtig.“

„Siehst Du“, sagt Kimami mit einem gewissem Triumph in der Stimme, „Mitumba schafft Arbeitsplätze. Aber sag den Deutschen, sie sollen gute Qualität spenden, damit wir ein gutes Geschäft machen. Mit minderwertiger Kleidung können wir nichts anfangen.“



Jeder Händler, durch dessen Hand ein Altkleiderballen geht, macht damit einen Gewinn von umgerechnet sechs Euro. Um die zwölf Ballen wird Kimami pro Tag los – damit gehört er in Kenia schon zur gut situierten Mittelklasse. Doch Kimami ist mit seinen zehn Trägern ein kleiner Fisch im Mitumbageschäft. Zwischen 80.000 und 100.000 Menschen, so schätzt er, sind alleine auf dem Gikomba Markt beschäftigt, manche Händler haben bis zu 1.000 Angestellte. Die Jobs auf dem Altkleidermarkt sind nicht die schlechtesten. Ein Träger, der sich die schweren Ballen für die Kunden auf den Rücken wuchtet, verdient mit knapp drei Euro am Tag deutlich mehr als ein Näher, der für internationale Konzerne in der Exportproduktionszone Kleidung herstellt – dort gelten die ohnehin niedrigen Mindestlöhne Kenias nicht. Rund um den Markt gibt es außerdem

Wäschereien, in denen die Einzelhändler Hemden waschen und bügeln lassen, die sie dann akkurat gefaltet an ihren Ständen anbieten. Und in den kleinen Änderungsschneidereien lassen Kunden bei Bedarf ihre Hosen kürzen und enger machen.

„Mitumba schafft viel mehr Arbeitsplätze als früher die Kleidungsindustrie, denn hier gehen die einzelnen Stücke durch viel mehr Hände als neu produziertes, so dass mehr Menschen daran verdienen können“, meint der Holländer Gerald Besseling, der Altkleider in den Kongo exportiert. „Dort sind die Menschen noch viel ärmer. Jemand, der nur einen Dollar pro Tag verdient, kann sich einfach kein T-Shirt für fünf Dollar leisten.“



Die aus rohen Brettern zusammen gezimmerten Buden der Einzelhändler auf dem Gikomba Markt bieten kein wildes Durcheinander an, sondern sind spezialisiert auf Unterwäsche, Vorhängen, Stofftieren, Bettwäsche oder Sportkleidung. Kunden wühlen sich durch die Kleiderberge, begutachten den Stoff und weisen Hemden mit Löchern zurück. Jeder in Kenia, so scheint es, kauft Altkleider. Man kann Studenten, Bauern oder Entwicklungshelfer aus Europa fragen – die Altkleider sind überall gleichermaßen beliebt.

„Nirgendwo in Kenia bekommst Du sonst so moderne und gute Kleider, wie auf dem Mitumbamarkt. Und auch noch so billig! Ich kaufe doch keine überteuerte schlechte Qualität, nur, weil sie neu ist.“

Auch Richard Hechle, Enkel der ersten weißen Siedler Kenias und damit Angehöriger der privilegierten Oberschicht, kleidet

seine ganze Familie mit Mitumba ein. Die Altkleider sind einfach überall. Und während die Gebildeten in den Städten stilsi-cher Hemden und Hosen miteinander kombinieren, sind auf dem Land die aberwitzigsten Outfits zu entdecken. Geblünte Chiffonröcke zu Gummistiefeln, dazu mit Sparkassenwerbung bedruckte T-Shirt und darüber eine Herrenstrickjacke. Eine afrikanische Frau in den traditionell be-druckten Gewändern zu sehen, ist eine Erholung fürs Auge.

Obwohl alle Mitumba tragen, gibt es auch Kritiker der Altkleiderschwemme. Einer von ihnen ist Boniface: „Mitumba zerstört unsere Kultur. Alle tragen nur noch westli-che Kleidung, unsere traditionellen Muster und Schnitte gehen verloren.“

Der 27jährige ist Modedesigner. Trotzdem ist der Altkleidermarkt für ihn wichtig. Er sucht nach Jeans, die er neu gestalten kann, denn wenn er mit fabrikneuen Stof-fen arbeiten würde, wären seine Kreatio-nen viel zu teuer. Er ist fündig geworden, für drei Hosen zahlt er 11 Euro, die er mit Perlen bestickt und mit Textilfarbe be-mahlt. „Krysalliz“ heißt sein junges Label, entlehnt aus dem lateinischen, es bedeu-tet soviel wie Schmetterlingspuppe, also die Transformation von der Raupe zum Schmetterling, und genau das ist die Phi-losophie des Designers.

„Ich mache aus alten, abgelegten euro-päischen Kleidern etwas neues afrikani-sches, das schöner und kreativer ist.“

Seine Kunden sind nicht nur modebe-wusste Afrikaner, sondern auch Ruck-sacktouristen aus Europa. Und wer weiß – vielleicht landet die gerade in Nairobi er-standene afrikanische Jeans irgendwann ein zweites Mal auf dem Mitumbamarkt.